

noch nicht angezogen und geschminkt, habe Lockenwickler auf dem Kopf, nur ein Handtuch über den Schultern, aber plötzlich entdecke ich, daß mein Vater die Situation ausnutzt und heimlich schon dreht, ich springe empört auf, finde nichts, um mich zu bedecken, ich laufe trotzdem zu ihm und dem Kameramann hinüber und sage: Hör auf damit, hör sofort auf! Ich sage, dieser Filmstreifen müsse sofort vernichtet werden, das habe nichts mit Film zu tun, denn es ist gegen die Abmachung, der Streifen müsse entfernt werden. Mein Vater antwortet, gerade das wolle er, es werde die interessanteste Stelle im ganzen Film werden, er dreht weiter. Ich höre mit Entsetzen das Summen der Kamera und verlange noch einmal, daß er aufhört und das Stück Film herausgibt, aber er filmt unbewegt weiter und sagt wieder nein. Ich werde immer aufgeregter und rufe, er habe noch eine Sekunde, es sich zu überlegen, ich hätte keine Angst mehr vor Erpressung, ich werde mir selber zu helfen wissen, wenn niemand mir hilft. Da er wieder nicht reagiert und die Sekunde vorbei ist, schaue ich über die Schornsteine des Schiffes und die Apparate, die überall auf Deck herumstehen, ich stolpere über die Kabel und suche und suche, denn wie kann ich das bloß verhindern, was er tut, ich stürze zurück in die Garderobe, deren Türe ausgehoben ist, damit ich mich nicht einschließen kann, mein Vater lacht, aber in diesem Moment sehe ich die kleine Schale mit dem seifigen Wasser, das für die Manicure dasteht vor dem Spiegel, und blitzschnell kommt mir der Einfall, ich nehme die Schale und schütte die Lauge auf die Apparate und in die Rohre des Schiffes, überall fängt es zu dampfen an, mein Vater steht erstarrt da, und ich sage ihm, daß ich ihn ja gewarnt hätte, ich sei ihm nicht mehr zu Willen, ich sei verändert, ich werde es jedem von nun an, wie ihm, sofort vergelten, was er

gegen die Abmachung tut. Das ganze Schiff dampft immer mehr, die Filmarbeiten sind kaputt, die Arbeit muß hastig abgebrochen werden, alle stehen ängstlich und diskutierend beisammen, sie sagen aber, sie hätten den Regisseur sowieso nicht gemocht, sie sind froh darüber, daß dieser Film nicht zustande kommt. Wir verlassen über Strickleitern das Schiff, schaukeln in kleinen Rettungsbooten davon und werden auf ein großes Schiff gebracht. Während ich auf dem großen Schiff erschöpft auf einer Bank sitze und die Rettungsarbeiten beobachte für das kleine Schiff, kommen Menschenleiber angeschwommen, sie sind zwar lebendig, haben aber Brandwunden, wir müssen zusammenrücken, sie sollen alle von diesem Schiff aufgenommen werden, denn weiter weg von unsrem untergehenden Schiff ist ein zweites Schiff explodiert, das auch meinem Vater gehörte, mit vielen Passagieren darauf, und dort gab es die vielen Verletzten. Ich bekomme eine grundlose Angst, daß meine kleine Seifenschale auch die Explosion des anderen Schiffes verursacht hat, ich rechne schon damit, wegen Mordes unter Anklage gestellt zu werden, wenn wir an Land kommen. Es treiben immer mehr Menschenleiber auf uns zu, die herausgefischt werden, auch tote. Dann aber höre ich erleichtert, daß das andere Schiff aus ganz anderen Ursachen untergegangen ist. Ich habe nichts damit zu tun, es war eine Fahrlässigkeit meines Vaters.

Mein Vater will mich aus Wien wegbringen, in ein anderes Land, er redet mir gut zu, ich müsse weg von hier, die Freunde hätten alle einen schlechten Einfluß auf mich, aber ich merke schon, er will keine Zeugen, er will nicht, daß ich mit irgend jemand reden kann und daß es herauskommt. Es könnte ja doch herauskommen. Ich setze

Malina: Hast du mir noch immer nichts zu sagen?

Ich: Mir zeigt sich etwas, ich fange auch an, eine Logik darin zu sehen, aber ich verstehe im einzelnen nichts. Einiges ist ja halbwegs wahr, etwa daß ich auf dich gewartet habe, auch daß ich einmal eine Stiege hinuntergegangen bin, um dich aufzuhalten, auch das mit den Polizisten stimmt beinahe, nur hast nicht du ihnen gesagt, sie sollten gehen, es sei ein Mißverständnis, sondern ich selber habe es ihnen gesagt, ich habe sie weggeschickt. Oder? Die Angst war größer im Traum. Würdest du denn je die Polizei holen? Ich kann das nicht. Ich hatte sie ja auch nicht geholt, das haben die Nachbarn getan, ich habe die Spuren verwischt, falsch ausgesagt, das gehört sich doch, nicht wahr?

Malina: Warum hast du ihn gedeckt?

Ich: Ich habe gesagt, es sei ein Fest, ein turbulentes, ein übliches Fest. Alexander Fleisser und der junge Bardos sind unten gestanden, sie waren im Auseinandergehen, dann hätte Alexander beinahe ein Gegenstand getroffen, ich sage dir nicht welcher, er war groß genug, um jemand zu töten. Flaschen sind auch heruntergeworfen worden, natürlich keine Blumentöpfe. Ich habe gesagt, irrtümlich. Das kann doch vorkommen. Zugegeben, es kommt nicht häufig vor, nicht in allen Familien, nicht jeden Tag, nicht überall, aber vorkommen kann es ja, bei einem Fest, stell dir die Laune der Leute vor.

Malina: Ich spreche nicht von Leuten, das weißt du. Und ich frage nicht nach Launen.

Ich: Auch hat man keine Angst, wenn man weiß,

216

daß es wirklich passieren könnte, es ist ganz anders, die Angst kommt später, in einer anderen Gestalt, sie kommt heute nacht. Ach ja, du willst etwas anderes wissen. Ich bin am Tag darauf zu Alexander gegangen, auch den jungen Bardos, den ich kaum kannte, hätte es treffen können, aber der war schon hundert Meter weg gewesen. Zu Alexander sagte ich, ich sei dermaßen, gewissermaßen, ich sei einigermaßen niedergeschlagen, einfach sprachlos, aber ich redete eine ganze Menge, denn Alexander hatte sich sein Teil schon gedacht, und ich fühlte es, er werde eine Anzeige machen, aber das durfte doch nicht geschehen, begreif doch! Ich sagte auch, ›man‹ hätte die Straße leer geglaubt, wer konnte schon ahnen, daß auch Bardos in dieser späten Stunde da unten stand, und gesehen hatte ›man‹ ihn vielleicht, sogar sicher, aber das wußte nur ich, darum kam ich auf schwere Zeiten zu sprechen, nur in Alexanders Mienen war zu lesen, daß er derartige Vorfälle nicht mit schweren Zeiten entschuldigen konnte, so erfand ich noch zu den schweren Zeiten eine schwere Krankheit, so erfand ich immerzu eine Menge. Überzeugt war Alexander nicht. Meine Absicht war es auch nicht, überzeugend zu wirken, sondern das Schlimmste im Moment zu verhindern.

Malina: Warum hast du das getan?

Ich: Ich weiß nicht. Ich habe es getan. Damals war es richtig für mich, es zu tun. Später weiß man nichts mehr. Nicht einmal einen Grund, da jeder hinfällig geworden ist.

Malina: Wie würdest du ausgesagt haben?

217

sam geworden ist, werde ich die Vorstellung nicht los, daß ich meine Pflicht tun müsse, ich werde wieder mit ihm schlafen, mit den zusammengebissenen Zähnen, dem unbewegten Körper. Er soll aber wissen, daß ich es nur den anderen zuliebe tue und damit kein internationales Aufsehen erregt wird. Mein Vater ist sehr niedergeschlagen, er macht Andeutungen, daß er sich krank fühle, allem nicht mehr gewachsen sei, und ich kann die Aussprache wieder nicht herbeiführen, er steigert sich in eine Krankheit hinein, die er gar nicht hat, damit er nicht über Melanie und mich nachdenken muß. Es geht mir ein Licht auf, warum er alles mögliche vorschiebt, denn er lebt jetzt mit meiner Schwester. Ich kann nichts mehr tun für Eleonore, sie schickt mir einen Zettel zu: Bete für mich, bitte für mich!

Ich sitze auf dem Bett, mir ist zu warm und mir ist zu kalt, ich greife nach einem Buch, das ich vor dem Einschlafen auf den Boden gelegt habe, GESPRÄCH MIT DER ERDE, ich habe vergessen, bei welchem Kapitel ich es zugeschlagen habe, suche planlos im Inhaltsverzeichnis, im Anhang, Erläuterung der Fach- und Fremdwörter, die Kräfte und Vorgänge unterirdischen Ursprungs, Innere Dynamik. Malina nimmt mir das Buch aus der Hand und legt es weg.

Malina: Warum kommt deine Schwester vor, wer ist deine Schwester?

Ich: Eleonore? Ich weiß nicht, ich habe keine Schwester, die Eleonore heißt. Aber wir haben doch alle eine Schwester, nicht wahr? Verzeih. Wie konnte ich nur! Aber du willst ja etwas

von meiner wirklichen Schwester wissen. In der Kinderzeit waren wir natürlich immer beisammen, dann noch eine Weile in Wien, am Sonntagvormittag gingen wir zu den Konzerten im Musikverein, manchmal verabredeten wir uns mit denselben Männern, lesen konnte sie auch, einmal schrieb sie drei traurige Seiten, die gar nicht zu ihr paßten, wie eben vieles nicht zu uns paßt, und ich habe das nicht ernst genommen. Ich habe etwas versäumt. Was wird meine Schwester getan haben? Ich hoffe, sie hat sich bald danach verheiratet.

Malina: Du sollst nicht so von deiner Schwester sprechen, es strengt dich nur an, sie zu verbergen. Und Eleonore?

Ich: Ich hätte es ernst nehmen müssen, aber ich war noch so jung damals.

Malina: Eleonore?

Ich: Sie ist viel älter als meine Schwester, sie muß in einer anderen Zeit gelebt haben, in einem anderen Jahrhundert sogar, Bilder kenne ich von ihr, aber ich erinnere mich nicht, erinnere mich nicht... Gelesen hat sie auch, einmal hat mir geträumt, sie liest mir vor, mit einer Geisterstimme. Vivere ardendo e non sentire il male. Wo steht das?

Malina: Was ist aus ihr geworden?

Ich: Sie ist in der Fremde gestorben.

Mein Vater hält meine Schwester gefangen, er läßt nichts durchblicken, er verlangt von mir meinen Ring für sie, denn meine Schwester soll diesen Ring tragen, er zieht mir den Ring vom Finger und sagt: Das genügt wohl,

Wohnung, und es ist mir klar, daß Melanie schwanger ist. In der Wohnung steht meine Lina mit gesenktem Kopf, mit meinem Kommen hat sie nicht mehr gerechnet, denn in dieser Wohnung wird sie Rita genannt, damit nichts mehr an mich erinnert. Die Wohnung ist riesig, besteht aber nur aus einem ganz schmalen und einem immensen Raum, die Aufteilung geht auf die Architekturideen meines Vaters zurück, ich kenne seine Ideen, sie sind nicht zu verkennen. Unter den Möbeln sehe ich mein blaues Sofa aus der Beatrixgasse, und da mein Vater mit dem Einrichten beschäftigt ist, spreche ich ihn an, in dem großen Raum. Mein Vater, dem ich Vorschläge mache, wegen des blauen Sofas und einiger anderer Dinge, hört nicht zu, er geht mit einem Zollstab auf und ab, mißt die Wände, die Fenster und die Türen, denn er hat wieder etwas Großes vor. Ich frage ihn, ob ich es ihm jetzt mündlich oder später schriftlich erklären soll, welche Ordnung ich wünsche, und wie es ihm lieber sei. Er bleibt beschäftigt und gleichgültig und sagt nur: Beschäftigt, ich bin beschäftigt! Ehe ich die Wohnung verlasse, sehe ich mir einiges an, hoch oben an der Wand ist ein gefiederter komischer Wandschmuck, viele kleine tote Vögel stehen ausgestopft in einer Nische, die rot beleuchtet ist, und ich sage vor mich hin, wie geschmacklos, es ist geschmacklos wie eh und je. Es war schon immer der Geschmack, der uns getrennt hat. Seine Gleichgültigkeit, seine Geschmacklosigkeit waren es, beide Worte verwirren sich in eines für mich, und Lina, die sich Rita nennen läßt, begleitet mich hinaus, ich sage, geschmacklos, hier hat nichts einen Geschmack, es ist gleichgültig hier, es wird immer gleich bleiben mit meinem Vater. Lina nickt verlegen, sie gibt mir heimlich die Hand, und jetzt möchte ich den Mut haben, ich möchte und muß die Tür laut zuwerfen, laut, wie mein Vater immer alle

Türen zugeworfen hat, damit auch er einmal weiß, was es heißt, jemand DIE TÜR ZUWERFEN. Doch die Tür schnappt sanft ein, ich kann die Tür noch immer nicht zuwerfen. Vor dem Haus drücke ich mich an die Wand, ich hätte nicht in dieses Haus kommen dürfen, nie zu Melanie, mein Vater hat das Haus schon umstellen lassen, ich kann nicht zurück und ich kann nicht weg, aber über den Zaun könnte ich noch klettern, wo das Gebüsch sehr dicht ist, und in meiner Todesangst laufe ich auf den Zaun zu und klettere hinauf, es ist die Rettung, es wäre die Rettung, aber oben am Zaun verfangen ich mich, es ist Stacheldraht, es sind Stacheln, mit 100 000 Volt geladen, die 100 000 Schläge, elektrisch, bekomme ich, mein Vater hat die Drähte geladen, in alle meine Fasern rasen die vielen Volt. Ich bin an der Raserei meines Vaters verglüht und gestorben.

Ein Fenster geht auf, draußen liegt ein finsternes, wolkeiges Land und ein See darin, der immer kleiner wird. Um den See herum liegt ein Friedhof, die Gräber sind genau zu erkennen, die Erde tut sich über den Gräbern auf, und für einen Augenblick stehen mit wehenden Haaren die gestorbenen Töchter auf, ihre Gesichter sind nicht auszumachen, die Haare fallen ihnen bis über die eine Hand, die rechte Hand aller Frauen ist erhoben und im Weißlicht zu sehen, sie spreizen die wächsernen Hände, es fehlen die Ringe, es fehlt der Ringfinger an jeder Hand. Mein Vater läßt den See über die Ufer treten, damit nichts herauskommt, damit nichts zu sehen ist, damit die Frauen über den Gräbern ertrinken, damit die Gräber ertrinken, mein Vater sagt: Es ist eine Vorstellung: WENN WIR TOTEN ERWACHEN.

Malina: Darüber hat man nicht zu sprechen, man lebt eben damit.

Mein Vater hat diesmal auch das Gesicht meiner Mutter, ich weiß nie genau, wann er mein Vater und wann er meine Mutter ist, dann verdichtet sich der Verdacht, und ich weiß, daß er keiner von beiden ist, sondern etwas Drittes, und so warte ich, zwischen den anderen Leuten, in höchster Erregung, unser Zusammentreffen ab. Er leitet ein Unternehmen oder eine Regierung, er inszeniert an einem Theater, er hat Tochterrechte und Tochtergesellschaften, er gibt dauernd Befehle, spricht über mehrere Telefone, und deswegen kann ich mich noch nicht hörbar machen, nur in dem Augenblick, in dem er sich eine Zigarre anzündet. Ich sage: Mein Vater, du wirst diesmal mit mir sprechen und mir antworten auf meine Fragen! Mein Vater winkt gelangweilt ab, er kennt das schon, mein Kommen und Fragenstellen, er telefoniert wieder. Ich trete zu meiner Mutter, sie hat die Hosen meines Vaters an, und ich sage zu ihr: Heute noch wirst du mit mir sprechen und mir Antwort stehen! Aber meine Mutter, die auch die Stirn meines Vaters hat und sie genauso wie er hochzieht in zwei Falten über den müden, trägen Augen, murmelt etwas von ›später‹ und ›keine Zeit‹. Nun trägt mein Vater ihre Röcke, und ich sage zum dritten Mal: Ich glaube, ich weiß es bald, wer du bist, und noch heute nacht, ehe die Nacht um ist, werde ich es dir selber sagen. Doch der Mann setzt sich seelenruhig an den Tisch und bedeutet mir, zu gehen, aber an der Türe, die man mir aufhält, drehe ich mich um und komme langsam zurück. Ich gehe mit meiner ganzen Kraft und bleibe an dem großen Tisch in dem Gerichtssaal stehen, während der Mann auf dem Tisch

gegenüber sein Schnitzel unter dem Kreuz zu zerschneiden anfängt. Ich sage noch nichts, lasse aber meinen Abscheu erkennen darüber, wie er mit der Gabel in das Kompott fährt und mir jovial zulächelt, nicht anders als dem Publikum, das plötzlich den Saal räumen muß, er trinkt Rotwein, daneben liegt schon wieder eine Zigarre, und ich sage noch immer nichts, aber es ist doch unmißverständlich für ihn, was mein Schweigen heißt, denn jetzt gilt es. Ich nehme den ersten schweren Aschenbecher aus Marmor, wiege ihn in der Hand und hebe ihn hoch, der Mann ißt ruhig weiter, ich ziele und treffe den Teller. Dem Mann fällt die Gabel aus der Hand, das Schnitzel fliegt auf den Boden, er hält noch das Messer und hebt es, aber gleichzeitig hebe ich schon den nächsten Gegenstand, da er noch immer nicht antwortet, und ziele genau in die Kompottschüssel, er wischt sich mit einer Serviette den Saft aus dem Gesicht. Jetzt weiß er, daß ich kein Gefühl mehr habe für ihn und daß ich ihn töten könnte. Ich werfe ein drittes Mal, ich ziele und ziele, ich ziele genau, und der Gegenstand wischt flach über den Tisch hin, so daß alles wegfliegt, Brot, Weinglas, Scherben und eine Zigarre. Mein Vater hält sich die Serviette vors Gesicht, er hat mir nichts mehr zu sagen.

Und?

Und?

Ich selber wische ihm das Gesicht sauber, nicht aus Mitleid, sondern um ihn besser zu sehen. Ich sage: Ich werde leben!

Und?

Die Leute haben sich zerstreut, sie sind nicht auf ihre Kosten gekommen. Ich bin mit meinem Vater allein unter dem Himmel, und wir stehen so weit auseinander, daß es durch den Raum hallt:

Und!

Mein Vater legt zuerst die Kleider meiner Mutter ab, er steht so weit weg, daß ich nicht weiß, welches Kostüm er darunter anhat, er wechselt in einem Fort die Kostüme, er trägt den blutbefleckten weißen Schlächterschurz, vor einem Schlachthaus im Morgengrauen, er trägt den roten Henkersmantel und steigt die Stufen hinauf, er trägt Silber und Schwarz mit schwarzen Stiefeln vor einem elektrisch geladenen Stacheldraht, vor einer Verlade-rampe, auf einem Wachturm, er trägt seine Kostüme zu den Reitpeitschen, zu den Gewehren, zu den Genick-schußpistolen, die Kostüme werden in der untersten Nacht getragen, blutbefleckt und zum Grauen.

Und?

Mein Vater, der nicht die Stimme meines Vaters hat, fragt von weit her:

Und?

Und ich sage weithin, weil wir immer weiter ausein-anderkommen und weiter auseinander und weiter:

Ich weiß, wer du bist.

Ich habe alles verstanden.

Malina hält mich, er sitzt auf dem Bettrand, und wir sprechen beide eine Weile nicht. Mein Puls geht nicht schneller, nicht langsamer, der Paroxysmus tritt nicht ein, mir ist nicht kalt, es bricht mir kein Schweiß aus, Malina hält und hält mich, wir kommen nicht vonein-ander los, denn seine Ruhe ist auf mich übergegangen. Dann löse ich mich von ihm, ich rücke die Kopfpolster selber zurecht, ich lege meine Hände um Malinas Hände, nur ansehen kann ich ihn nicht, ich schaue auf unsere Hände nieder, die immer fester ineinandergreifen, ich kann ihn nicht ansehen.

Ich: Es ist nicht mein Vater. Es ist mein Mörder.

Malina antwortet nicht.

Ich: Es ist mein Mörder.

Malina: Ja, das weiß ich.

Ich antworte nicht.

Malina: Warum hast du immer gesagt: mein Vater?

Ich: Habe ich das wirklich gesagt? Wie konnte ich das nur sagen? Ich habe es doch nicht sagen wollen, aber man kann doch nur erzählen, was man sieht, und ich habe dir genau erzählt, wie es mir gezeigt worden ist. Ich habe ihm auch noch sagen wollen, was ich längst begriffen habe – daß man hier eben nicht stirbt, hier wird man ermordet. Darum verstehe ich auch, warum er in mein Leben hat treten können. Einer mußte es tun. Er war es.

Malina: Du wirst also nie mehr sagen: Krieg und Frie-den.

Ich: Nie mehr.

Es ist immer Krieg.

Hier ist immer Gewalt.

Hier ist immer Kampf.

Es ist der ewige Krieg.

- Malina: Alexej Leonow, der für zehn Minuten in den Weltraum gegangen ist.
- Ich: Nicht schlecht. Aber Samt, ich weiß nicht, ob ich Samt gesagt hätte. Ist der Mensch ein Poet nebenbei?
- Malina: Nein, er malt in seiner freien Zeit. Er wußte die längste Zeit nicht, ob er Maler oder Kosmonaut werden wollte.
- Ich: Ein verständlicher Zweifel in der Berufswahl. Aber dann wie ein romantischer Wanderbur-sche über den Weltraum zu reden...
- Malina: Die Menschen ändern sich nicht so sehr. Irgend etwas ergreift sie immer, wenn es nur endlos oder unvorstellbar oder unergründlich ist, von tiefem Schwarz, sie spazieren im Wald oder gehen im Weltraum mit ihrem eigenen Geheimnis in einem Geheimnis herum.
- Ich: Und das kommt dann auf die Nachwelt! Man könnte also aufhören, sich zu wundern über den Fortschritt. Später wird Leonow eine Datscha bekommen und Rosen pflanzen, und nach Jahren wird man ihm milde lächelnd zuhören, wenn er noch einmal über den Woschod 2 spricht. Großväterchen Leonow, erzähl bitte, wie das damals war, diese ersten Minuten dort draußen! Es war einmal ein Mond, zu dem alle fliegen wollten, und der Mond war weit weg und unwirtlich, aber eines schönen Tages kam Alexej im Glück an, und sieh da...
- Malina: Ziemlich seltsam ist, daß er den Ural nicht bemerkte, weil er sich gerade in diesem Moment neben dem Schiff im Raum überschlug.
- Ich: So mußte es ja kommen. Man überschlägt sich meistens gerade, wenn man etwas in den Blick

bekommen oder zu fassen bekommen möchte, den Ural oder das Wort dafür, einen Gedanken oder die Worte dafür. Mir ergeht es genauso wie unserem Großväterchen, immer entgeht mir etwas, aber inwendig, wenn ich diesen unendlichen Raum exploriere, der in mir ist. Es hat sich nicht viel geändert seit der guten alten Zeit, als man die ersten Male in den Weltraum ging.

Malina: Unendlich?

Ich: Gewiß. Wie sollte dieser Raum anders als unendlich sein?

Ich muß mich nur eine Stunde hinlegen, aus der dann zwei werden, denn ich halte mit Malina das Reden nicht lange aus.

Malina: Du mußt unbedingt einmal aufräumen bei dir, in diesen ganzen staubigen verbleichten Blättern und Papierfetzen, darin wird sich eines Tages kein Mensch auskennen.

Ich: Wie bitte? Was soll das heißen? Hier braucht sich kein Mensch auszukennen. Ich werde schon meine Gründe haben, alles immer mehr und mehr durcheinanderzubringen. Wenn aber jemand ein Recht hat, sich diese ›Fetzen‹ anzusehen, dann bist du es. Du wirst dich aber nicht auskennen, mein Lieber, nach Jahren würdest du nicht verstehen, was das eine und das andere bedeutet.

Malina: Laß es mich doch einmal versuchen.

Ich: Dann erklär dir, warum hier schon wieder ein

alter Zettel auftaucht, ich könnte schon am Format des Papiers erraten, DIN A 4, wo ich es gekauft habe, in einer Krämerei auf dem Land, in der Nähe von einem See, und es ist die Rede von dir, von einer Fahrt nach Niederösterreich. Ich lasse es dich aber nicht lesen, du darfst nur auf das eine Wort, das darüber geschrieben ist, schauen.

Malina: Todesarten.

Ich: Aber auf dem nächsten Zettel, DIN A 2, zwei Jahre später geschrieben, steht ›Todesraten‹. Was wollte ich nur sagen? Ich könnte mich verschrieben haben. Wieso, wann und wo? Rate aber, was ich über dich und Atti Altenwyl geschrieben habe! Du errätst es eben nicht! Es ist damals ein großer Lastwagen mit Baumstämmen vor euch langsam in einer Kurve aufwärts gefahren, du hast gemerkt, wie die schlecht verketteten Stämme ins Rutschen kamen, du hast gesehen, wie die ganze Fuhre nach rückwärts rutschte, auf euren Wagen zu, und dann und dann... So sag schon!

Malina: Wie kommst du dazu, dir das einzubilden? Du mußt ja verrückt gewesen sein.

Ich: Ich weiß es auch nicht, aber ich bilde es mir nicht ein, denn kurz danach ist doch wieder etwas geschehen, du warst mit Martin und Atti schwimmen in der Nacht im Wolfgangsee, du bist am weitesten hinausgeschwommen, und in deinem linken Fuß fing der Krampf an, und dann und dann... Weißt du etwas mehr darüber?

Malina: Wie kommst du nur darauf, es ist ganz unmöglich, daß du etwas weißt, du bist ja nicht dabeigewesen.

Ich: Wenn ich aber nicht dabeigewesen bin, dann

gibst du doch etwas zu, ich könnte nämlich dabeigewesen sein, auch wenn ich nicht dabei war. Und wie war das mit der Steckdose? Warum hast du damals in der Nacht den Stecker in deinem Zimmer nicht mehr in die Dose drücken wollen, warum bist du im Dunkeln gesessen, was war in alle Lichtschalter gefahren, daß du so oft im Dunkeln bleiben mußt?

Malina: Ich bin oft im Dunkel geblieben. Du standst ja damals im Licht.

Ich: Nein, das habe ich mir so ausgedacht.

Malina: Es ist aber wahr. Und, woher weißt du es?

Ich: Ich kann es doch nicht wissen, wie kann es also wahr sein?

Ich kann nicht mehr weiterreden, weil Malina zwei Blätter nimmt, sie zerknüllt und mir ins Gesicht wirft. Obwohl ein Papierknäuel nicht weh tut und sofort niederfällt auf den Fußboden, fürchte ich es kommen. Malina nimmt mich an den Schultern und schüttelt mich, er könnte mir auch mit der Faust ins Gesicht schlagen, aber das wird er nicht tun, er wird es ohnedies noch zu hören bekommen. Aber dann kommt ein flacher Schlag, der mich wach macht, ich weiß wieder, wo ich bin.

Ich: (accelerando) Ich schlafe dir nicht ein.

Malina: Wo war es vor Stockerau?

Ich: (crescendo) Hör auf damit, es war irgendein Ort vor Stockerau, schlag mich nicht, bitte nicht schlagen, es war kurz vor Korneuburg, aber hör auf, mich zu fragen. Ich bin zermalmt worden, du ja nicht!